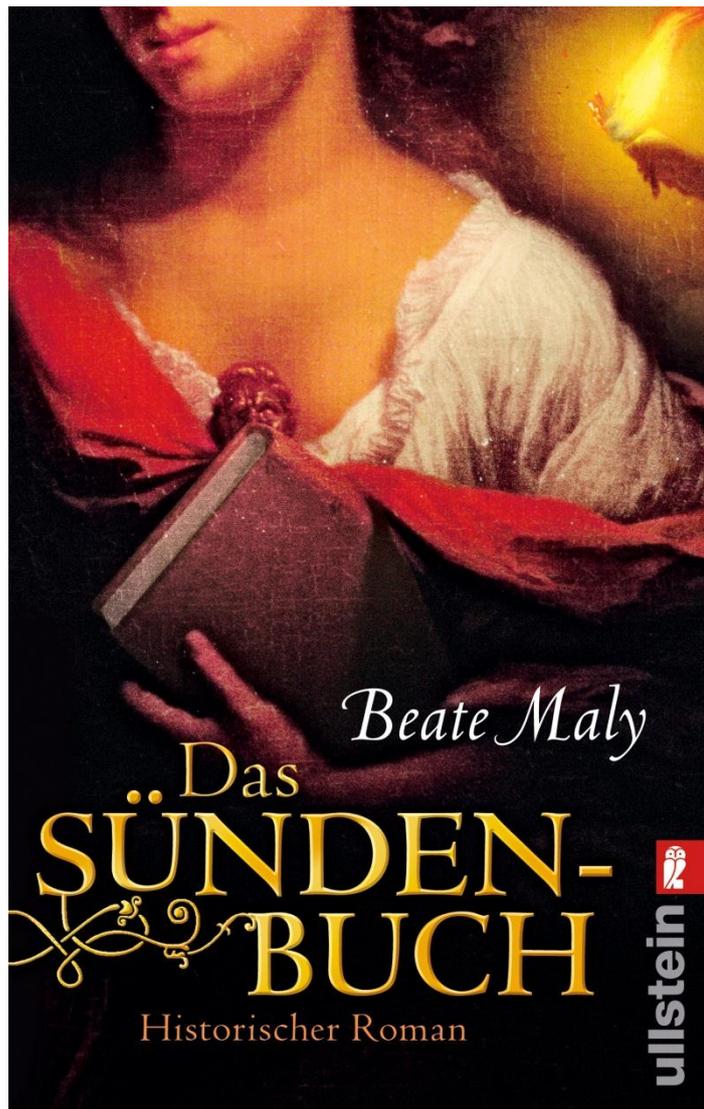


Leseprobe aus:
Beate Maly
Das Sündenbuch



Beate Maly

Das Sündenbuch

Historischer Roman

Ullstein

I

Heidelberg 1618

HEFTIG UND VIEL ZU KALT für die Jahreszeit peitschte der Wind durch die enge Gasse, die zum linken Neckarufer führte. Er schlug Marek direkt ins Gesicht, der Wissenschaftler fluchte. Vor Kälte zitternd, hielt er sich den warmen Wollmantel eng an den Körper. Er konnte sich nicht daran erinnern, dass es im April in Prag jemals so eisig gewesen war. Dabei lag Heidelberg ein Stück weiter südlich als seine geliebte Heimatstadt, in der nun sicher schon die ersten Frühlingsblumen in den Gärten blühten. Das Wetter war nicht die einzige Lüge gewesen, mit der man ihn hierher gelockt hatte. Dabei hätte Marek ebenso gut in Bologna unterrichten können, auf der anderen Seite der Alpen, wo sich die Menschen um diese Jahreszeit längst im Freien aufhielten, statt sich in stickigen, beheizten Räumen vor der Kälte zu verkriechen.

Aber Marek saß seit acht Monaten in Heidelberg fest, wo es ihm einfach nicht gelang, Fuß zu fassen. Die Menschen hier waren verschlossen und ernst, und selbst das Unterrichten an der Universität machte ihm nicht den gewohnten Spaß. Die Studenten hinterfragten zu wenig und beteiligten sich kaum an den Diskussionen, die er so schätzte und die in seinen Augen der wichtigste Teil des Unterrichts waren. Marek lehrte Astronomie und Mathematik. Beides waren Fächer, in denen es im Moment wahrlich genug Diskussions-

stoff gab. Erst letzte Woche hatte Marek neue Schriften von Johann Kepler und dem englischen Arzt William Gilbert zugeschickt bekommen. Aber die einzige Reaktion, die er bei seinen Studenten damit hervorgerufen hatte, waren gelangweilte, verständnislose und ängstliche Blicke. Es kam ihm vor, als fürchteten diese jungen Menschen sich vor neuen Ideen, dabei waren sie es, die die Welt verändern mussten, nicht die alten Gelehrten. Marek seufzte. Doch die Studenten waren nicht der einzige Grund für seine Unzufriedenheit. Was mindestens genauso stark dazu beitrug, dass er am liebsten auf der Stelle seine Sachen gepackt hätte und nach Prag geritten wäre, war seine Tochter, die er dort zurückgelassen hatte.

Es war jedes Mal das Gleiche. Sobald er fern seiner Heimatstadt war, sehnte er sich nach Jana. Doch kaum war er wieder in Prag, konnte er die Nähe der jungen Frau nicht ertragen, weil sie ihn mit jeder Faser ihres Körpers an seine verstorbene Frau erinnerte. Mit dem blonden Haar, der hellen Haut und den dunkelgrünen Augen sah sie Anna so ähnlich, dass Marek jedes Mal aufs Neue erschrak, wenn er seine Tochter ansah. Der Schmerz, der ihn dann erfasste, war von einer solchen Heftigkeit, dass es ihn erneut forttrieb. Und Jana blieb allein bei seinem Bruder Karel, einem Apotheker, in Prag zurück. Es gab Menschen, die im Laufe der Jahre mit dem Verlust des geliebten Partners umgehen lernten, Marek gehörte nicht dazu. Lieber flüchtete er, statt sich dem Schmerz zu stellen. Und so schob er Janas Bild, das eben vor seinem geistigen Auge aufgetaucht war, wieder weg und starrte in den Himmel.

Das durfte einfach nicht wahr sein. Jetzt begann es tatsächlich zu schneien. Winzig kleine Eiskristalle landeten auf seinen Wangen und bohrten sich in die Haut. Marek

presste die Augen zusammen, rieb über die müden Lider und fluchte laut, dann lief er rasch weiter.

Aus der Ferne hörte er ein regelmäßiges Klopfen. Es stammte von dem goldfarbenen Fisch, der über dem niedrigen Eingang einer Taverne hing und nun im Wind gegen die rote Backsteinfassade schlug. Das Geräusch hatte etwas Tröstliches, Vertrautes. Marek kam häufig hierher, auch wenn die anderen Mitglieder des Kollegiums lieber die Gasthäuser im oberen Teil der Stadt besuchten, wo Rehbraten und Rheinwein serviert wurden. Marek hingegen bevorzugte würziges, frisches Bier und böhmische Knödel, beides bekam er in der Taverne »Zum goldenen Fisch«, in der eine böhmische Wirtin Spezialitäten aus seiner Heimat kochte. Speck- und Grammelknödel mit Kraut und zum Nachtisch Powideltaschen mit heißen Butterbröseln.

Marek blieb vor dem einstöckigen Haus, aus dem laute Stimmen und Gelächter drangen, stehen. Er klopfte seinen Mantel ab und drückte die rot gestrichene hölzerne Eingangstür auf. Augenblicklich schlug ihm ein wohlvertrauter Geruch nach heißem Öl, frischer Hefe und gerösteten Zwiebeln entgegen. Vorsichtig zog Marek den Kopf ein, denn die Gaststube war so niedrig, dass er aufgerichtet gegen einen der rußgeschwärzten Deckenbalken gestoßen wäre. Er suchte in der vollen Stube nach einem freien Platz.

Mila, die Tochter der Wirtsleute, erkannte Marek und winkte ihm freudig zu. Sie war klein und beinahe ebenso breit wie hoch. Ihr üppiger Busen war eng zusammengeschnürt und quoll aus einem freizügigen Ausschnitt. Die Blicke sämtlicher männlichen Gäste waren ihr sicher.

»Dort hinten ist noch Platz«, rief sie. Mila sprach Deutsch mit tschechischem Akzent, obwohl Marek sie auch in ihrer Muttersprache verstanden hätte, und zeigte mit einem ihrer

runden Finger auf einen Tisch im hinteren Teil des Raums. Ein einziger Besucher saß dort, Marek hatte ihn noch nie zuvor gesehen. Er sah fremdländisch aus, seine Haut war sonnengebräunt und wettergegerbt, und er wirkte nervös. Unablässig ließ er den Blick durch den Raum schweifen, wie ein gehetztes Tier, das bereit war, jeden Moment aufzuspringen und davonzulaufen.

Während Marek auf den freien Platz zuging, rief Mila ihm nach: »Wir haben Fleischknödel mit gerösteten Zwiebeln.«

»Das klingt wunderbar«, erwiderte Marek.

Dass er einen Krug voll frischem Bier dazu trinken würde, wusste Mila auch so. Die meisten Stammgäste kamen ausschließlich deswegen. Das Bier, das ihre Mutter nach einem alten Rezept aus frischem Hopfen und Malz herstellte, war mit Abstand das Beste der Stadt.

Marek zog seinen nassen Mantel aus und hängte ihn an einen Haken an der Wand. Dann nahm er auf dem wackeligen Stuhl Platz. Es erforderte ein gewisses Maß an Geschicklichkeit, auf den maroden Stühlen der Taverne sicher zu sitzen, ohne das Gleichgewicht zu verlieren. Aber Marek hatte Übung darin. Er nickte seinem Gegenüber zu, der offensichtlich schon mehrere Krüge Bier geleert hatte, denn die unruhigen Augen waren glasig und trüb.

»Verdammt gutes Bier«, sagte der Fremde und deutete auf den schweren Tonkrug vor sich. Seine Zunge war schwer, und er lallte ein wenig. Er sprach einen südlicheren Dialekt, vielleicht stammte er aus der Gegend rund um den Bodensee. Marek musste sich konzentrieren, um ihn zu verstehen.

»Ja, das ist es. Aber zu viel davon, und Ihr habt morgen einen brummenden Kopf«, warnte Marek aus eigener Erfahrung.

Der Mann lachte so laut, dass der tiefe Ton in Mareks Ohren lange nachhallte. »Keine Sorge. Ich vertrage einiges, schließlich bin ich jahrelang zur See gefahren. Ich kann ein ganzes Fass Rum austrinken und immer noch den Mast hochklettern bis zum Ausguck.«

Das erklärte die sonnenverbrannte, ledrige Haut des Fremden, nicht aber den Dialekt.

In dem Moment kam Mila und brachte eine Schüssel mit dampfenden Knödeln und einen schweren Krug Bier. Die dralle Wirtstochter stellte beides vor Marek auf den Tisch.

»Schönes Mädchen, für mich auch noch einen Krug Bier«, rief ihr der Fremde zu. Dabei starrte er gierig auf ihren Busen.

Mila verdrehte die Augen und fragte skeptisch: »Das wäre dann Euer fünfter Krug. Habt Ihr denn genug Geld?«

Der Seemann grinste und legte dabei eine Reihe schwarzer Stummelzähne frei. »Geld hab ich keines. Dafür etwas viel Wertvolleres.«

»Ihr habt kein Geld?«, schrie Mila schrill und schaute hilfesuchend zum Tresen, wo ihr Vater frisches Bier zapfte. Der Wirt, der vor dem Bauch eine nicht mehr ganz saubere Schürze trug, war ebenso klein und breit wie Mila. Er erkannte trotz des zunehmenden Lärmpegels in der Stube den Ernst der Lage, knallte den halbvollen Krug auf den Tisch und eilte seiner Tochter zu Hilfe.

»Wenn Ihr kein Geld habt, rufe ich die Stadtwache. Wir brauchen hier keine Zechpreller!«, drohte er. Sein Gesicht war rot und glänzte. Vielleicht vor Ärger, vielleicht von dem Bier, das er an diesem Abend schon getrunken hatte. Aber die Wut in seinen Augen galt ganz allein dem Fremden, der nicht zahlen wollte.

Das Stimmengewirr an den anderen Tischen verstummte

für einen Moment, und aller Augen richteten sich neugierig auf den Wirt und seinen widerspenstigen Gast. Dem Seemann war die Aufmerksamkeit der vielen Gäste sichtlich unangenehm.

»Beruhigt Euch«, sagte er leise, griff in seine Jackentasche und kramte nervös darin herum. Schließlich zog er mit seinen wettergegerbten riesigen Händen einen goldenen Anhänger hervor.

»Reicht Euch dieser Schatz aus der Neuen Welt?«, fragte er und ließ das Medaillon an einer schäbigen Kette aus brüchigem Leder vor sich hin und her baumeln.

Der Wirt blieb unbeeindruckt. »Euer Schatz interessiert mich nicht. Entweder Ihr bezahlt Eure Zeche, oder Ihr verbringt die Nacht im Stadtgefängnis.«

»Das Medaillon ist ein ... Vermögen wert«, sagte der Seefahrer langsam. Er senkte seine Stimme, bis er nur noch flüsterte. »Es stammt aus einem Land am anderen Ende der Welt. Nur wenige haben bis jetzt ihren Fuß auf diese reiche, üppige Erde gesetzt, in der das Gold wächst wie anderswo die Rüben. Ich habe unsagbare Schätze gesehen. Gold, das die Spanier tonnenweise auf ihre Halbinsel schaffen. Dieses Medaillon ist ein winzig kleiner Teil davon. Ein Fingerhut voll.«

Seine rot unterlaufenen Augen glänzten bei der Erinnerung an das Ausmaß der Schätze, doch der Wirt schüttelte unbeeindruckt den Kopf: »Ich pfeife auf Euren Schatz. Wer weiß, ob das Ding echt ist. Ich will Münzen sehen.«

Er hatte beide Hände in die breiten Hüften gestemmt. Das Medaillon, so wertvoll es vielleicht auch sein mochte, sah er überhaupt nicht an.

Unterdessen starrte Marek auf das Schmuckstück, das nun auf der Tischplatte lag. Er trank einen Schluck von sei-

nem Bier. Es schmeckte köstlich wie immer, aber heute bemerkte Marek das kaum. Wie konnte der Wirt pures Gold ausschlagen? Warum erkannte er den Wert nicht? Behutsam zog er seinen Geldbeutel aus der Hosentasche und kramte zwei Kupfermünzen hervor. Geräuschlos legte er sie auf die Tischplatte, schob sie zum Wirt und sagte leise: »Ich lade meinen Tischnachbarn ein.«

Aber der Wirt war nicht so leicht zu beruhigen. »Der Kerl hat die letzte Nacht in einer meiner Kammern verbracht. Er schuldet mir die dreifache Summe.«

Erneut griff Marek in seinen Beutel, seufzte und holte weitere Münzen hervor.

»Das sollte reichen«, sagte er und fügte hinzu: »Und bring dem Mann noch einen Krug von Eurem vorzüglichen Bier.«

Gierig schlossen sich die roten Finger des Wirtes um die Münzen und verschwanden unter seine Schürze. Etwas Unverständliches grunzend, schlurfte er zu seinem Tresen zurück, Mila folgte ihm erhobenen Hauptes und mit finsternerem Blick. Kaum war der Streit geschlichtet, setzten die anderen Gäste ihre Gespräche fort. Sie hatten das Interesse an dem fremden Seemann verloren.

Marek bemerkte den wieder einsetzenden Lärm nicht, er starrte gebannt das goldene Schmuckstück an. Der glänzende Anhänger schien ihn förmlich anzuziehen, so als hätte er die magnetischen Kräfte, die der englische Arzt William Gilbert vor kurzem in einer seiner umstrittenen Schriften beschrieben hatte. Während Marek noch überlegte, wie der Titel der wissenschaftlichen Arbeit lautete, kam Mila zurück. Sie brachte einen Krug frisches Bier für den Seemann und stellte ihn so schwungvoll ab, dass goldbraune Flüssigkeit überschwappte.

Gierig zog der Fremde den Krug zu sich und musterte Marek neugierig. Seine glasigen Augen wirkten nun klar und bewegten sich nicht mehr unruhig nach allen Seiten. Langsam schob der Fremde das goldene Amulett näher zu Marek.

»Gehört Euch«, sagte er.

Marek schüttelte den Kopf, konnte aber nicht widerstehen und griff zögernd danach. Nie zuvor hatte er etwas auch nur annähernd Ähnliches gesehen. Das Schmuckstück war zwetschengroß, oval und über und über mit bunten Zeichen übersät. Ein sehr geschickter Handwerker hatte im Zentrum des Amuletts ein Relief geformt, das eine Sonne oder gefiederte Schlange darstellte. Das seltsame Tier schien mit seinen Federn oder Flammen all die fremdartigen Zeichen zu beschützen. Einige davon sahen aus, als hätte man sie völlig unmotiviert nebeneinandergesetzt.

»Woher habt Ihr das Schmuckstück?«, fragte Marek.

»Ich habe es auf der Überfahrt aus der Neuen Welt einem Jesuitenmönch abgenommen. Der Mann lag im Sterben, er hätte ohnehin nichts mehr damit anfangen können.«

Etwas in der Stimme des Seefahrers ließ Marek aufhören. Jahrelanges Unterrichten zahlreicher Schüler und Studenten hatte ihn gelehrt, eine Lüge von der Wahrheit zu unterscheiden. Das, was der Fremde ihm erzählte, stimmte, und dennoch entsprach das, was er sagte, nicht ganz den Tatsachen. Ähnlich wie bei seinen Studenten, wenn sie zu wenig für eine Prüfung gelernt hatten und ihr Unwissen mit halbweisen Ausreden zu entschuldigen suchten.

Marek fuhr mit dem Daumen über das seltsame Schmuckstück. Es wog schwer in seiner Hand und war ganz sicher aus purem Gold gefertigt. Der Wirt war ein Narr gewesen, dass er es nicht als Zahlungsmittel akzeptiert hatte.

»Das Schmuckstück ist sehr wertvoll.«

»Es gehört Euch«, wiederholte der Seefahrer.

Marek drehte das Amulett von einer zur anderen Seite und untersuchte es genau. Je länger er es betrachtete, umso dringlicher wurde sein Verlangen, dieses seltsame Stück aus einer anderen Welt zu besitzen. Die bunten Zeichen schienen ein Geheimnis zu bergen, und die gefiederte Sonne oder Schlange bewachte es. Seine Neugier war geweckt, er wollte mehr darüber erfahren. Woher stammte es? Was bedeuteten die merkwürdigen Zeichen? Mareks Gefühle spiegelten sich in seinem Gesicht wider. Es war ein Leichtes, ihn zu durchschauen. Sein Gegenüber konnte in ihm lesen wie in einem offenen Buch, und der Seemann war sichtlich zufrieden mit dem, was er sah. Bedächtig beugte er sich über den Tisch, hielt seine Hand schützend an den Mund, so dass nur Marek die Bewegungen seiner Lippen sehen konnte, und sagte sehr leise: »Es gibt ein Buch dazu.«

»Ein Buch?« Mareks Mund wurde trocken. Vielleicht gab es in den schriftlichen Aufzeichnungen eine Erklärung für das Schmuckstück? Nervös fuhr er sich mit der Zunge über die spröden Lippen und wünschte sich, er könnte seine Erregung besser verbergen.

Vor Aufregung bemerkte er weder den fauligen Geruch aus dem Mund des Seefahrers noch die Kochdünste aus der Küche oder den Lärm der übrigen Gäste. Er kam sich vor wie auf einer winzig kleinen Insel, auf der es nur ihn, den Seemann, das Amulett und vielleicht ein Buch gab.

»Was steht in dem Buch?«, fragte Marek tonlos.

»Keine Ahnung! Ich kann nicht lesen. Aber wenn Ihr es haben wollt, verkaufe ich es Euch für fünf Silbermünzen. Das Amulett schenke ich Euch dazu.«

Marek spürte, wie sein Puls sich beschleunigte. Wollte

der Seefahrer ihn hereinlegen? Vielleicht besaß er das Buch gar nicht, oder es war gefälscht oder gestohlen. Aber es konnte ebenso gut sein, dass das Buch den Schlüssel zu diesem Amulett barg. Marek wollte die Schrift sehen. Gemessen an seinem bescheidenen Lohn, waren fünf Silbermünzen ein stattlicher Preis, aber im Vergleich zum Wert des Amuletts eine lächerlich niedrige Summe.

»Warum wollt Ihr mir das Buch verkaufen?«, fragte er misstrauisch.

Der Fremde zuckte mit den breiten Schultern.

»Ich hab kein Geld, ich kann nicht lesen und außerdem will ich das Zeug loswerden.«

Eine Pause entstand, Marek wollte sie nicht mit weiteren Fragen füllen. Er wartete ab, und tatsächlich beugte sich der Seemann erneut zu ihm. Bevor er wieder hinter vorgehaltener Hand zu flüstern begann, vergewisserte er sich, dass niemand ihn belauschte: »Es haftet ein Fluch auf dem Buch und dem Schmuck.«

»Ein Fluch?« Fast hätte Marek laut aufgelacht. Als Mann der Wissenschaft hielt er nichts von Flüchen, Hexen und Aberglauben. Er war fest davon überzeugt, dass jedes Phänomen auf dieser Welt rational erklärbar war.

Aber der Seefahrer war anderer Meinung. Er konnte die klugen Schriften der Wissenschaftler zwar nicht lesen, dafür hatte er im Laufe seines Lebens genug Dinge gesehen und erlebt, die mit dem Verstand allein nicht erklärbar waren. Er hob die Finger zum Schwur und flüsterte: »Ich schwöre, dass ich die Wahrheit sage. Alle Menschen, die mit diesem Buch in Berührung kamen, mussten sterben.«

Mareks Grinsen wurde breiter. Er sah den Seemann an. Zitterten seine Lippen vor Angst? »Ihr seid noch am Leben«, sagte er.

Der Seemann zuckte zusammen und schnaubte verächtlich: »Ich kann den verfluchten Text nicht lesen, und das allein ist der Grund, dass ich noch nicht tot bin. Aber bevor ein Unglück passiert, will ich beides loswerden. Schmuck und Buch.«

Diesmal zweifelte Marek nicht an der Ehrlichkeit des Fremden. Dessen Angst war beinahe greifbar. Vermutlich hätte der Seemann Buch und Amulett eher in den nächsten Straßengraben geworfen, als sich noch weiter damit zu belasten. Aber wovor hatte er Angst? War sein Aberglaube tatsächlich so stark, dass er einen so wertvollen Gegenstand fast verschenkte?

Marek hielt das Schmuckstück immer noch in der Hand. Es fühlte sich nun warm an. Vielleicht stammte es wirklich aus der Neuen Welt, jenem Erdteil, aus dem all die exotischen neuen Früchte und Gewürze kamen, die in den teuren Läden am Hauptplatz zum Verkauf angeboten wurden. Es gab Gerüchte, dass die Spanier und Portugiesen auf ihren Schiffen Kisten vollgefüllt mit Gold und Edelsteinen aus den neuen Ländern mitbrachten und damit ihre maroden Staatskassen füllten. Der Anhänger war aus purem Gold, der Seefahrer hätte für den Schmuck einen ganzen Sack voll Silbermünzen bekommen. Aber das wollte er nicht. Und im Moment schien er noch nicht so betrunken zu sein, dass er nicht mehr wusste, was er tat.

Marek war hin- und hergerissen. Etwas war faul an der Sache, das wusste er, aber es hinderte ihn nicht daran, die Neugier über den Zweifel siegen zu lassen.

Schweißperlen bildeten sich auf seiner Stirn. So leise, dass bloß sein Gegenüber ihn hören konnte, flüsterte er: »Zeigt mir das Buch, damit ich beurteilen kann, ob es den Preis wert ist, den Ihr dafür verlangt.«

Der Fremde kniff die Augen zusammen und meinte zufrieden: »Ich wusste gleich, dass Ihr ein mutiger Mann seid.« Dann angelte er nach einem abgegriffenen Sack aus hellem Schiffsleinen, der achtlos auf dem groben Holzboden unter dem Tisch gelegen hatte. Er öffnete geschickt den Seemannsknoten und kramte darin. Der Sack war so groß, dass beinahe sein ganzer Oberkörper darin verschwand. Bestimmt bewahrte der Mann seinen gesamten Besitz darin auf: Ersatzkleidung, einen Becher, einen Teller, einen eisernen Löffel und vielleicht auch ein Kreuz aus Holz. Zufriedenes Grunzen drang aus dem Sack, und schließlich richtete sich der Matrose wieder auf. Er hielt Marek ein abgegriffenes, in Leder gebundenes Buch entgegen. Es sah völlig unspektakulär aus und erinnerte Marek an ein Gebetsbuch, das regelmäßig in den Händen seines Besitzers lag und deshalb dunkle Flecken aufwies. Nichts daran wirkte exotisch oder geheimnisvoll. Fast enttäuscht nahm Marek den Band entgegen und schlug ihn auf.

In fein säuberlicher Schrift hatte jemand in einer Sprache, die Marek nicht kannte, einen Text niedergeschrieben. Marek überflog die Worte. Schon nach den ersten Sätzen war ihm klar, dass es sich um einen chiffrierten Text handeln musste. Jemand hatte sich viel Mühe gemacht, damit der Inhalt des Buches nicht von jedermann verstanden werden konnte. Vielleicht war es tatsächlich der Reisebericht eines Jesuitenmönches, wie der Seefahrer es erzählt hatte. Detailreiche Illustrationen zeigten außergewöhnliche Tiere, exotische Blumen und faszinierende Tempel. Gierig blätterte Marek weiter, stieß auf weitere Zeichnungen, die er nicht verstand, und auch auf Zeichen, die so aussahen wie die auf dem Amulett.

Seine Hände zitterten vor Aufregung. Noch nie hatte er

einen Bericht aus der Neuen Welt in der Hand gehalten, er hatte noch nicht einmal mit jemandem gesprochen, der tatsächlich dort gewesen war. Alles, was er wusste, stammte aus dritter oder vierter Hand, und jeder wusste, wie sehr Berichte mit jedem weiteren Erzähler, der hinzukam, verwässert und verfälscht wurden. Die Neue Welt war voll mit Geheimnissen und Rätseln. Eine Fundgrube für jeden Forscher, der sich gern im Himmel der Wissenschaft verewigen wollte.

Marek musste dieses Buch haben. Der Preis war lächerlich niedrig, und der Besitzer wollte es loswerden. Der alte Wissenschaftler konnte sein Glück kaum fassen.

»Ich gebe Euch fünf Silbermünzen und bezahle für eine weitere Nacht in diesem Gasthaus«, sagte Marek. Er bemerkte nicht, dass sich seine Stimme vor Aufregung beinahe überschlug.

»Das ist ein großzügiges Angebot«, erwiderte der Fremde, der vielleicht auch mit weitaus weniger zufrieden gewesen wäre. Er griff nach seinem Bierkrug und stellte ihn wieder ab, ohne daraus zu trinken. Er war leer.

Marek verstand die Geste und winkte Mila herbei, um zwei weitere Krüge mit Bier zu bestellen. Es galt, ein Geschäft zu besiegeln.

Lange nachdem Marek mit seinem neuerworbenen Schatz das Gasthaus verlassen hatte, erhob sich der alte Seemann von seinem Tisch. Er hatte noch zwei weitere Krüge Bier getrunken und spürte nun die Wirkung des Alkohols. Die Wände der Wirtsstube schwankten und schienen auf ihn einzustürzen. Der schwere Kerzenhalter aus dunklem Metall über ihm drehte sich. Aber der Mann fühlte sich zufrieden und erleichtert wie selten zuvor. Endlich war er das

verdammt Buch und das unglücksschwangere Schmuckstück los. Er hatte dem neugierigen Wissenschaftler nicht alles verraten und hoffte inständig, dass der Mann auch nicht dahinterkam. In ein paar Monaten würde das Buch in irgendeiner Bibliothek verstauben, und das entsprach genau seinem Plan.

Die Gedanken im Kopf des Matrosen drehten sich wie der Kerzenhalter. Das lag sicher am Bier.

Schwankend hielt sich der große Mann an der Tischplatte fest und stolperte dann zur Hintertür der Gaststube. Ehe er zu seiner Kammer hinaufstieg, musste er den Abort aufsuchen. Das viele Bier, das er in den letzten Stunden getrunken hatte, drängte ihn.

Unnötig laut donnerten seine festen Stiefel über die Bretter des Holzfußbodens, das Geräusch hallte in seinem Kopf wider. Er stolperte, klammerte sich an der Tür fest und wäre beinahe in den Hof hinausgefallen. Mühsam rappelte er sich wieder auf und schloss die Tür hinter sich. Die kalte frische Nachtluft wehte ihm ins Gesicht und ließ die Haut prickeln. Es roch nach Schnee. Wie sehr hatte er den Geruch all die Jahre auf See vermisst. Er war nicht freiwillig Matrose geworden. Aber er war das sechste Kind gewesen, daheim hatte es nie genug zu essen gegeben und so war er aus dem Gebirge weggegangen, immer weiter in den Norden, bis er ans Meer gelangte. Dort hatte ihn der erste Kapitän, den er kennenlernte, angeheuert. Das war alles schon eine Ewigkeit her, fast so, als hätte es in einem anderen Leben stattgefunden. Aber jetzt war Schluss damit, er würde zurückkehren in die Berge, wo er hingehörte. Und er hatte einen Geldbeutel voller Münzen dabei. Breitbeinig stellte er sich hin, schloss für einen Moment die Augen und atmete tief ein.

Plötzlich legte sich über den feinen, sauberen Geruch des Schnees ein schwerer Moschusduft. Teures Parfum, das er schon einmal gerochen hatte. Aber im Moment konnte er sich nicht mehr daran erinnern, wann und wo. Er grübelte fieberhaft, ohne zu bemerken, dass sich von der großen Eiche in der Mitte des Hofes ein Schatten löste. Geräuschlos wie eine Katze eilte die Gestalt von hinten auf ihn zu und blieb stehen. Ein Bogen wurde gespannt, blitzschnell schoss ein schmaler Pfeil durch die Luft und bohrte sich durch die schlichte dicke Jacke aus derbem Stoff, genau in den weichen Teil zwischen beiden Schulterblättern. Es war kein heftiger Schmerz, aber augenblicklich wusste der Seemann, dass nun auch ihn der Fluch des Buches getroffen hatte.

Der Matrose drehte sich langsam um. Er zwinkerte, konnte aber in der Dunkelheit nichts erkennen. Woher war der Pfeil gekommen? Er versuchte mit dem rechten Arm nach hinten zu greifen, um ihn herauszuziehen. Aber so sehr er seine Glieder verrenkte, es gelang ihm nicht. Plötzlich spürte er, wie der Fluch zu wirken begann. Seine Muskeln wurden schlaff, er sank zu Boden, konnte seine Arme und Beine nicht mehr bewegen. Sein Gehirn allerdings arbeitete noch, er hörte leise Schritte. Doch er konnte den Kopf nicht drehen, konnte seinen Mörder nicht sehen.

Ich werde ersticken, dachte er und fand den Gedanken eigenartig, weil genau das der Tod gewesen war, vor dem er sich in den letzten Jahren so sehr gefürchtet hatte. Wie die meisten Matrosen hatte er nie das Schwimmen erlernt. Und jetzt war es nicht das Wasser, das ihm die Luft zum Atmen nahm, sondern der verdammte Fluch. Er lag am Boden, konnte die Augen nicht mehr schließen und wartete auf den langsam einsetzenden Tod. Sein letzter Gedanke galt

dem Schnee, der weich und nass auf seine Wangen fiel und sich dort in Wassertropfen verwandelte. Flocken landeten in seinen Augen, deren Lider er nicht mehr schließen konnte, und auf merkwürdige, fast absurde Art tröstete es ihn, in der Stunde des Todes noch ein letztes Mal Schnee zu sehen.

Prag 1618

MIT SICHEREN BEWEGUNGEN LEERTE Jana die glänzende Schale der Apothekerwaage und füllte Fenchelsamen in einen Mörser aus Stein. Vorsichtig zerstiess sie die Samenkörner, und der würzig-süssliche Geruch von frischem Fenchel drang ihr in die Nase. Jana hielt die Luft an, denn der Geruch löste Erinnerungen an einen köstlichen Hühnereintopf aus, den sie letzten Sommer bei der Frau des Schmieds gegessen hatte. Leider hatte sie sowohl den Namen des Gerichts als auch das Rezept vergessen. Sie musste Frau Kovarik danach fragen, wenn sie sie das nächste Mal sah. Mit dem Gedanken an gutes Essen mischte Jana den Fenchelsamen mit getrockneter Pfefferminze und zerstoßenem Anis und Kümmel und teilte die entstandene Teemischung auf drei kleine Säckchen auf.

Als sie damit fertig war, hörte sie, wie ihre Tante die schmale Holzterappe aus dem ersten Stock herunterkam, wo sich die Wohnstube befand. Radomila besaß die Angewohnheit, mit ihren zierlichen Lederschuhcn so schwer aufzustampfen, als trüge sie Holzpanzertoffel. Auf diese Weise wurde man von ihrem Auftauchen nie überrascht.

»Jana, meine Liebe ...«, sagte die Tante, und in dem Moment wusste Jana, dass Radomila sie gleich um etwas bitten würde. Den Zusatz »meine Liebe« benutzte die Tante nur, wenn sie ein Anliegen hatte.

Langsam hob Jana den Kopf und warf Radomila einen misstrauischen Blick zu. Die Tante trug ihr bestes Kleid, hatte ihr allmählich ergrauendes dunkles Haar unter einer sauberen weißen Haube hochgesteckt und mit etwas roter Farbe im Gesicht nachgeholfen, damit die Wangen frisch aussahen. Um den Hals trug sie eine honiggelbe Bernsteinkette, der schwere Anhänger in Herzform, ein Geschenk des Onkels, lag mitten auf ihrem üppigen Busen. Sie hatte sich zum Ausgehen fertiggemacht.

»Ich bin mit Lenka Bednarik verabredet«, erklärte Radomila und überprüfte mit beiden Händen noch einmal, ob die Haube auch wirklich gut saß. Dabei warf sie einen Blick auf den abgesperrten Glasschrank, in dem sich giftige und gefährliche Substanzen befanden. In der sauber polierten Glasfläche spiegelte sich ihr Bild, sie schien zufrieden damit.

»Es geht um den Kräuterregen zu Christi Himmelfahrt«, sagte Radomila und steckte eine lose Haarsträhne zurück unter die Haube.

»Der Regen ist eine Angelegenheit der Katholiken«, erwiderte Jana erstaunt. »Was haben wir Protestanten damit zu tun?«

»Die Frau des Ratsherrn Bednarik ist Katholikin, sie hat mich gebeten, Kräuterschmuck zur Verfügung zu stellen. Da die Familie Bednarik zu unseren besten Kunden gehört, werde ich mich hüten, sie vor den Kopf zu stoßen, und ihre kleine Bitte ganz sicher nicht ablehnen. Der Ratsherr Bednarik kauft unsere Salben und liefert sie bis nach Wien. Katholiken hin oder her, wichtig ist doch, dass die Apotheke gute Geschäfte macht.«

Jana warf einen Blick auf das Wolltuch in ihrer Hand und runzelte die Stirn. Es war nicht mehr ganz frisch, aber zum

Reinigen des Mörsers würde es reichen. Sie hielt nichts von den katholischen Bräuchen und von der Verehrung Marias. Die Katholiken nannten die Mutter Jesu die »Heilige Jungfrau« und feierten Feste für sie. Angeblich war sogar der Tag, an dem Maria von ihrer Mutter empfangen worden war, ein heiliger Tag. Auch der Brauch, an Christi Himmelfahrt Kräuter vom Dach der Kirche auf die Gläubigen zu streuen und auf diese Weise das Auffahren Jesu in den Himmel darzustellen, war ein Spektakel, das die Katholiken jedes Jahr veranstalteten. Jana, die zeit ihres Lebens die schlichten Gottesdienste der Protestanten besucht hatte, konnte mit den üppigen Festen der Katholiken wenig anfangen.

Doch es war nicht das erste Mal, dass Radomila sich über den Glauben der gesamten Familie hinwegsetzte und über die Konfessionen hinweg Kontakte knüpfte, die fürs Geschäft dienlich waren. Sie griff der Ratsherrin regelmäßig beim Veranstellen katholischer Feste unter die Arme. Gute Kunden bei Laune zu halten war eines von Radomilas Verkaufsgeheimnissen. Für sie standen die Einnahmen der Apotheke an oberster Stelle. Manchmal konnte Jana sich des Gedankens nicht erwehren, dass die viel jüngere Tante ihren alten verwitweten Onkel ausschließlich wegen der Apotheke geheiratet hatte. Dass Jana selbst als ausgebildete Apothekerin Tomek Kovarik, Radomilas Sohn aus erster Ehe, nur deshalb ehelichen sollte, damit die Apotheke auch nach dem Tod des Onkels im Familienbesitz blieb, war kein Geheimnis. Onkel Karel und Tante Radomila hatten die Verlobung zur Bedingung gemacht, als sie die Nichte vor rund zehn Jahren als Lehrling aufgenommen hatten. Damals war Jana vierzehn Jahre alt gewesen, zu jung, um gegen eine bezahlte Ausbildung und die geplante Ehe zu protestieren.

Jana schüttelte den Kopf in der Hoffnung, die unangenehmen Gedanken an die bevorstehende Heirat zu vertreiben.

»Das heißt, du bist am Nachmittag nicht da«, sagte sie und konnte nicht anders, als auf Radomilas Kette zu starren. Der herzförmige Anhänger glänzte im einfallenden Licht der schräg stehenden Frühlingssonne, die durch das kleine Fenster fiel.

»So ist es, meine Liebe.«

Da war schon wieder diese freundliche Anrede. Jana wusste, dass nun gleich die Bitte folgen würde, die immer noch nicht ausgesprochen worden war.

»Am Nachmittag kommt ein gewisser Dr. Conrad Pfeiffer. Er ist Arzt und stammt aus Wien. Er braucht eine Unterkunft, und ich habe ihm die Dachkammer angeboten, gegen eine lächerlich geringe Miete. Aber es kann nur von Vorteil sein, wenn eine Apotheke einen Arzt im Haus hat, nicht wahr?«

»Die Dachkammer ist nicht mehr als eine winzige Nische«, gab Jana zu bedenken.

»Ich glaube nicht, dass er sich daran stört. Alles, was der Mann will, ist ein Dach über dem Kopf, ein sauberes Bett, drei warme Mahlzeiten am Tag und Vermieter, die die deutsche Sprache beherrschen.«

Jana seufzte. Ihre Familie gehörte zu jenen deutschen Protestanten, die vor der Jahrhundertwende nach Prag gekommen waren, um sich hier eine neue Existenz aufzubauen. Weil damals viele Deutsche der florierenden Wirtschaft wegen nach Prag gezogen waren, hatten es einige von ihnen nie der Mühe wert gefunden, sich die tschechische Sprache anzueignen. Es gab schließlich immer andere Deutsche, mit denen sie sich unterhalten konnten. Jana hingegen,

ihr Onkel und auch ihr Vater, der im Moment in Heidelberg unterrichtete, sprachen beide Sprachen perfekt.

»Da ich mit Lenka Bednarik verabredet bin, musst du dem Arzt die Kammer zeigen.« Endlich hatte Radomila ihr Anliegen ausgesprochen.

Jana protestierte: »Aber ich bin den ganzen Nachmittag allein in der Apotheke! Onkel Karel ist auf Schloss Stern, und soviel ich weiß, kommt Tomek erst am Sonntag wieder nach Hause.«

Radomila machte eine wegwerfende Handbewegung.

»Die Sache geht ganz schnell, und du kannst in der Zwischenzeit Pavlina in die Apotheke stellen.«

Jana zog überrascht die Augenbrauen hoch. Normalerweise durfte Pavlina, die Magd, den Verkaufsraum bloß zum Säubern betreten.

»Sie darf natürlich nichts verkaufen«, fügte Radomila rasch hinzu. »Und sie soll die Kundschaft auch nicht mit ihrem albernen Geschwätz belästigen, sondern nur höflich darauf hinweisen, dass du gleich wieder zurück sein wirst. Schließlich kann die Angelegenheit nicht lange dauern.«

Damit hatte die Tante wohl recht, denn die Kammer war so winzig, dass ein Blick hinein nicht länger als einen kurzen Moment in Anspruch nehmen konnte.

»Und vergiss nicht, die Medizin für die Bäckerin Morak abzumischen. Sie leidet seit Tagen an einem bösen Husten. Pavlina kann rasch hinüberlaufen und ihr den Saft bringen.«

»Rasch hinüberlaufen« hieß, die Moldau an der Karlsbrücke zu überqueren, die Marktplatzstraße hinauf bis zum Wälschen Spital und schließlich durch eine kleine Seitengasse bis zur Bäckerei zu gehen. Pavlina, die nicht zu den schnellsten Botengängerinnen gehörte, würde den ganzen Nachmittag unterwegs sein. Jana musste den Saft also rasch

zubereiten, damit Pavlina zurück war, bevor der Arzt aus Wien eintraf.

»Und dann, meine Liebe ...«

Jana seufzte erneut. Warum konnte Radomila nicht endlich gehen?

»Pavlina hat die Hühner fürs Abendessen bereits gerupft, sie müssen nur noch gefüllt, gewürzt und gebraten werden. Tomek wird schon heute zum Abendessen zurück sein, und du wirst deinem zukünftigen Mann sicher etwas Feines servieren wollen.« Radomila lächelte, und Janas Verärgerung war nun so groß, dass sie kurz vor dem Platzen stand. Sie hatte fest geglaubt, Tomek käme erst am Wochenende wieder nach Prag.

»So, jetzt gehe ich aber. Ich wünsche dir einen schönen Nachmittag.« Radomila winkte Jana zu, ergriff die Türklinke und die helle Glocke läutete, wie jedes Mal, wenn die Tür sich öffnete oder schloss.

Wütend starrte Jana ihrer Tante nach.

Warum schaffte sie es nicht, die Frau zu mögen? Radomila war kein böser Mensch. Sie war bloß ehrgeizig und anspruchsvoll, und dennoch konnte Jana sie einfach nicht ausstehen. An manchen Tagen dachte sie, es wäre besser gewesen, Radomila hätte Onkel Karel nie geheiratet, und noch viel öfter wünschte sie, sie selbst müsste nicht Tomeks Ehefrau werden. Die Vorstellung, eines nicht allzu fernen Tages »Mutter« zu Radomila sagen zu müssen, war ebenso schlimm wie die, mit Tomek ein Bett zu teilen.

Aber Jana hatte die Hoffnung nicht aufgegeben, die Ehe noch irgendwie zu verhindern. Sie hatte einen Plan, und solange ihr Vater Marek noch in Heidelberg lebte, war die Lage nicht völlig hoffnungslos. Vielleicht konnte Jana bald zu ihm ziehen?

Sie seufzte noch einmal laut, wischte sich mit dem Handrücken die dunkelblonden Haarsträhnen aus dem Gesicht und versuchte, nicht weiter über dieses unerfreuliche Kapitel in ihrem Leben nachzudenken. Sie musste den Hustensaft für die Bäckerin mischen. Also brauchte sie Spitzwegerich, Honig, heißes Wasser und Schnaps. Ob es auffiel, wenn sie einen Löffel voll Honig naschte? Süßes beruhigte die Nerven und hellte die Gedanken auf, und Radomila war nicht da, um sie zu beobachten. Oder sollte sie lieber einen Schluck Schnaps trinken, der ebenfalls die Stimmung aufhellen konnte? Jana entschied sich für den Honig, nahm dafür aber gleich zwei Löffel voll. Die Vorstellung, etwas Verbotenes zu tun, verschaffte ihr eine gewisse Genugtuung.

Die Kirchenglocken von St. Thomas schlugen die vierte Stunde nach Mittag, und Pavlina war immer noch nicht zurück. Das Mädchen war nun schon über zwei Stunden unterwegs, und Jana fragte sich, ob Pavlina den süßen Powidelgolatschen oder dem geschwätzigem Lehrjungen der Moraks nicht hatte widerstehen können. Wahrscheinlich beidem.

»Worunter, sagtet Ihr, leidet Euer Mann?«, fragte Jana. Frau Lichal, die Kesselflickerin, hatte ihr soeben eine ganze Liste von Beschwerden aufgezählt, die aber alle nicht so ganz zu dem passen wollte, was der Arzt als Medizin aufgeschrieben hatte. Jana las den Zettel mit gerunzelter Stirn: »Zimtrinde, Galgantwurzel, Ingwerzehen, Muskatnuss, Wacholderbeeren und die getrocknete Haut eines weißen Huhns? Das alles sollt Ihr mischen, in heißer Milch auflösen und mit Schweineschmalz versetzen? Seid Ihr sicher, dass der Arzt wirklich diese Zutaten gemeint hat?«

In dem Moment ging die Tür auf, die helle Glocke ertönte und ein stattlicher junger Mann mit rosigen Wangen, einem runden Gesicht und einem kleinen Bauchansatz unter dem weißen Hemd trat ein. Als er Jana erblickte, kam er freudestrahlend auf sie zu. Bedrich Krejcirik war der Sohn des reichen Eberwirtes, dessen Gasthof direkt unterhalb des Hradschin lag. Nur die einflussreichen und wohlhabenden Ratsherren der Stadt verkehrten dort. Jana kannte Bedrich, seit sie sich zurückerinnern konnte, und genauso lang schon bemühte er sich um ihre Gunst. Er war ihr ältester und bester Freund. Sie mochte ihn sehr, konnte aber die Gefühle, die er für sie empfand, nicht erwidern.

Die Frau des Kesselflickers lenkte Janas Aufmerksamkeit wieder auf sich.

»Hätte der Arzt diese Dinge aufgeschrieben, wenn er etwas anderes meinte?«, fragte sie, und ihr Atem roch so scharf, wie ihre Stimme klang. Jana wich zurück.

Wieder öffnete sich die Tür zur Apotheke, und erneut erklang die helle Glocke. Was war heute bloß los? Jana sah kurz auf, es waren die Hafnerin und ein weiterer Kunde, den sie nicht kannte. Ein hochgewachsener Mann in auffällig schmutziger Kleidung. Schlammgespritzer und Staub bedeckten seinen Mantel, und seine Stiefel waren voller Dreck.

»Soviel ich weiß, hilft weder Zimtrinde noch Galgantwurzel gegen Übelkeit oder die Seitenkrankheit, und was die getrocknete Haut eines weißen Huhns betrifft«, Jana schüttelte den Kopf, »ich glaube nicht, dass mein Onkel so etwas führt. Außerdem verträgt sich Milch nicht mit Schweineschmalz. Die Mischung wäre alles andere als bekömmlich.«

»Was seid Ihr, ein Arzt? Bei Eurer Tante hat es noch nie

Probleme mit dem Mischen der Medizin gegeben. Natürlich führt Ihr Hühnerhaut, ich habe sie schon des Öfteren bei Eurer Tante gekauft. Und wenn Ihr mich noch lange warten lasst, dann gehe ich in eine andere Apotheke. Und seid gewiss, dass Eure Tante davon erfährt.«

Jana überlegte. Was hatte Radomila bloß als getrocknete Hühnerhaut verkauft? Ein kleingeschnittenes Stück Leder-gürtel?

Sie holte eine Dose nach der anderen herunter, wog die einzelnen Zutaten fein säuberlich ab und füllte alles in ein Säckchen.

»Ist die Hühnerhaut nun dabei?«

»Noch nicht«, sagte Jana leise, biss sich auf die Unterlippe und überlegte fieberhaft, was sie stattdessen in die Mischung geben könnte. Bedrich erkannte ihre Not und deutete mit seinem breiten Kinn zu dem Regal, in dem sich die Dosen mit den getrockneten Blütenblättern befanden. Jana verstand nicht sofort, zögernd trat sie vor die Töpfe aus Ton.

»Könnt Ihr Euch bitte etwas beeilen?« Die Kesselflicke-rin klang gereizt. »Schließlich kann ich nicht den ganzen Tag warten. Zu Hause liegt ein kranker Mann, und ein Hau-fen Arbeit muss erledigt werden.« Nervös trommelte die dürre Frau mit ihren langen Fingern auf die glatte Fläche des Tresens aus dunklem Holz. Unter ihren Fingernägeln lag der Dreck mehrerer Wochen.

Lindenblütenblätter statt Hühnerhaut, dachte Jana. Hof-fentlich bemerkt niemand den Schwindel. Rasch griff sie nach dem hohen Behälter aus glasiertem Ton und hielt ihn so, dass das weiße Schild mit dem Namen auf Lateinisch nicht zu lesen war. Geschickt nahm sie ein paar Lindenblü-tenblätter heraus und ließ sie raschelnd in einen Mörser

gleiten. Dabei achtete sie darauf, dass niemand den Inhalt des Mörsers sehen konnte. Hastig zerrieb sie die Blätter zu feinem Staub und gab sie zu der übrigen Mischung. Wenigstens würde dieser Staub keinen Schaden verursachen. Sie reichte die Mischung der ungeduldigen Kundin und nannte eine unerhört hohe Summe, aber Zimt, Ingwer und Galgantwurzel gehörten zu den teuersten Gewürzen, die sie führten. Jana fand es höchst ärgerlich, dass ein Arzt einer armen Frau so eine teure Medizin verschrieb, noch dazu, wenn keine der Zutaten die Leiden des Patienten lindern würde. Aber die Kesselflickerin zahlte, ohne über die Summe zu murren, und verließ mit einem unfreundlichen Gruß die Apotheke.

»Die Frau wird nichts davon bemerken«, flüsterte Bedrich und beugte sich dabei so nah zu Janas Gesicht, als wollte er sie küssen. Er roch nach einer Mischung aus gerösteten Zwiebeln und Speck. Bestimmt hatte er zuvor die Fülle für die Fleischknödel zubereitet, für die das Wirtshaus seines Vaters berühmt war. Jana wich zurück und ignorierte seinen enttäuschten Blick. Sie widmete sich der Hafnerin, die Ringelblumensalbe gegen rissige Hände wollte.

Während Jana der Kundin zuhörte, warf sie einen Blick auf den Fremden, der mit der Hafnerin die Apotheke betreten hatte. Aber sie konnte den Mann nur von hinten sehen, denn er stand mit dem Rücken zu ihr und bewunderte Onkel Karels Sammlung eingelegter Amphibien. Frösche, Lurche, Eidechsen und Würmer – es war mit Abstand der unerfreulichste Glaskasten in der Apotheke. Jana ekelte sich jedes Mal, wenn sie daran vorbeiging.

»Wollt Ihr einen großen oder einen kleinen Tiegel voll Salbe?«, fragte Jana.

»Einen großen!« Die Hafnerin war eine kleine stämmige Frau mit einem runden freundlichen Gesicht und einem vollen Mund, der fast immer lächelte.

»Grämt Euch nicht über die Kesselflickerin, sie hat im Moment große Sorgen und ist deshalb so verbittert.«

»Die Seitenkrankheit ihres Mannes?«, fragte Jana, während sie Salbe in einen Tiegel abfüllte. Der Geruch von frischem Olivenöl und Ringelblumen breitete sich aus. Die feinen Gerüche in der Apotheke waren einer der Gründe, warum Jana ihren Beruf liebte. Sie hatte eine sehr sensible Nase und konnte Gerüche schon zuordnen, wenn andere sie noch gar nicht wahrgenommen hatten.

»Nicht nur das. Sie ist doch Katholikin und wohnt in einem protestantischen Viertel. Seit einiger Zeit wird sie beschimpft und sie überlegt, ob sie nicht woanders hinziehen soll.«

Bedrich, der sich nun mit beiden Ellbogen auf den Tresen stützte, um Jana in gemüthlicher Position beobachten zu können, nickte zustimmend. »Wir bekommen auch immer öfter den Zorn der Protestanten zu spüren. In der Gaststube wird offen über das Haus Habsburg geschimpft und das, obwohl alle wissen, dass wir Katholiken sind. Der böhmische König und sein Cousin, der Kaiser, tun diesem Land und den Katholiken, die hier wohnen, nichts Gutes, wenn sie die Religionsfreiheit wieder aufheben wollen.« Bedrich meinte das Edikt von 1609, in dem Rudolf II. den böhmischen Protestanten die freie Religionsausübung garantiert hatte, und das nun von Ferdinand, seinem Nachfolger, nach und nach ausgehöhlt wurde. Ferdinand war erzkatholisch, und angeblich hatte er gesagt, er würde »lieber eine Wüste regieren als ein Land voller Ketzer«.

»Es ist ungewöhnlich, solche Worte aus dem Mund eines

Katholiken zu hören. Ihr seid doch Katholik?« Die Hafnerin musterte Bedrich interessiert. »Sonst sind die Habsburgtreuen immer Feuer und Flamme, wenn es darum geht, uns unsere Rechte wegzunehmen.«

»Nur weil ich Katholik bin, heißt das nicht, dass ich es gut finde, was Ferdinand macht. Ich will niemanden zu seinem Glauben zwingen und niemandem seine zugesicherten Rechte wegnehmen. Prag ist groß genug für Katholiken und Protestanten gleichermaßen. Und ich fürchte, Ferdinand unterschätzt den Zorn der Protestanten.« Bedrichs breite Stirn legte sich in Falten. Sein rabenschwarzes Haar fiel ihm in die dunkelbraunen Augen, und er strich es hinter sein rechtes Ohr, wo es aber nur kurz blieb. »Wenn es so weitergeht, werden wir bald einen Aufstand haben.«

»So schlimm wird es schon nicht kommen«, beschwichtigte die Hafnerin. »Das habe ich auch der Kesselflickerin gesagt. Sie soll ihr Geld lieber für Medizin für ihren Mann ausgeben, anstatt übers Umsiedeln nachzudenken. Was hilft ihr ein Haus im Katholikenviertel, wenn ihr Mann tot ist?«

»Sie will tatsächlich wegziehen?«

»Angeblich sind die Anfeindungen so schlimm. Aber ich glaube es nicht, und Ihr habt ja selbst gerade gesehen, was die Medizin kostet. Sie ist zudem noch in Geldnöten und deshalb so verärgert.«

»Sie kauft Medizin, die nichts nützen wird«, sagte Jana bitter.

Die Hafnerin zuckte mit den Schultern. »Der Glaube kann Berge versetzen. Solange der Kesselflicker daran glaubt, dass er davon gesund wird, stirbt er zumindest nicht.«

Ein zustimmender Ton entrang sich Bedrichs Brust. Er bedachte Jana mit einem sehnsuchtsvollen Blick: »Ja, man

darf die Hoffnung niemals aufgeben.« Es war offensichtlich, dass er damit nicht die Gesundheit des Kesselflickers meinte.

Aber Jana war in Gedanken immer noch bei der teuren Medizin und ärgerte sich über den Arzt, der sie verschrieben hatte. Ob Radomila einen Mediziner bei sich aufnehmen wollte, damit er kostspielige Rezepte ausstellte? Ihr Zorn wuchs.

»Eure Salbe ist übrigens die beste der Stadt«, sagte die Hafnerin, als sie den Tiegel entgegennahm und ein paar kleine Münzen über den Tresen schob. »Ohne sie wären meine Hände schon längst so rau wie zwei Reibeisen. Das ewige Wasser schadet der Haut.«

»Es freut mich, dass Ihr zufrieden seid«, sagte Jana in der Hoffnung, überzeugend zu klingen. Ihr Interesse galt dem Fremden, der immer noch die Lurche ihres Onkels bestaunte. Ob das der Doktor aus Wien war? Sein schäbiger Mantel sah aus wie der eines Hausierers und ganz sicher nicht wie die Kleidung eines ehrwürdigen Arztes.

Die Hafnerin war eine geschwätzig Frau, sie fand noch mehr lobende Worte, bevor sie sich endlich verabschiedete und die Apotheke verließ. Dabei trat wieder jemand ein, und Jana atmete erleichtert auf, als sie Pavlinas leicht gerötetes Gesicht erkannte. Das Mädchen war außer Atem, so als wäre es gerannt.

»Wo warst du so lang?«, fragte Jana vorwurfsvoll.

»Der Weg war weit.« Das Mädchen schlug die Augen nieder, und Jana bemerkte in ihren Mundwinkeln Reste von Powidel. Sie schimpfte nicht.

»Hauptsache, du bist jetzt da«, sagte sie.

»Ist der Doktor aus Wien schon gekommen?«, fragte Pavlina neugierig.

»Welcher Doktor aus Wien?« Bedrich stieß sich vom Tresen ab und richtete sich auf. Er war groß und hatte breite Schultern. In wenigen Jahren würde er einen Bauch haben wie sein Vater und ihm zum Verwechseln ähnlich sehen.

In diesem Moment drehte der Fremde sich um und zog sich die Kapuze vom Kopf. Sein Haar war mindestens genauso schmutzig wie sein Mantel, man konnte die Farbe nur erahnen. Auch der Bart, der große Teile seines Gesichts bedeckte, war staubig und verklebt. Vielleicht war beides rot-blond, Jana konnte es nicht erkennen. Der Mann richtete seinen Blick auf Jana, und sie wich überrascht einen Schritt zurück. Dabei stieß sie gegen ein Regal und war unendlich dankbar, dass keiner der ins Wackeln geratenen Behälter auf den Boden fiel. Es war die Augenfarbe des Fremden, die Jana irritiert hatte. Die Augen waren von einem so intensiven Blau, als hätte ein Künstler mit Indigo nachgeholfen. Spott und Überheblichkeit waren darin zu lesen, und beides galt ihr. Jana wusste, dass der Mann nicht nur die Gespräche belauscht, sondern im Spiegelbild des Glaskastens auch beobachtet hatte, wie sie Lindenblütenblätter statt Hühnerhaut unter die Medizin gemischt hatte.

Nun trat er auf sie zu, deutete eine spöttische Verbeugung an und stellte sich vor: »Mein Name ist Conrad Pfeiffer. Ich bin Doktor der Naturwissenschaften und der Medizin und hier, um eine Kammer zu besichtigen, die Ihr zu vermieten beabsichtigt.«

»Nicht ich«, verbesserte ihn Jana. Ihre Stimme klang so schnippisch, dass sie selbst darüber staunte. »Meine Tante will eine winzige Kammer unter dem Dach vermieten, nicht mehr als eine Nische mit einem Bett.«

Belustigt schossen die Augenbrauen des Arztes hoch.

»Das klingt ja fast, als wolltet Ihr mich davon abhalten, die Kammer zu mieten.«

Jana zuckte mit den Schultern. »Macht Euch selbst ein Bild.«

»Dazu müsstet Ihr die Freundlichkeit haben, mir die Kammer zu zeigen.«

»Soll ich das übernehmen? Ich weiß, wo die Kammer ist«, fragte Bedrich.

Aber Jana schüttelte den Kopf. Sie kannte Radomila, die es nicht gutheißen würde, wenn ein Fremder den Arzt durchs Haus führte.

»Danke, Bedrich. Aber das ist nicht notwendig. Ich gehe schon.«

»Dann werde ich mich mal verabschieden«, sagte Bedrich mit Bedauern in der Stimme. »Mein Vater wartet sicher schon in der Küche auf mich. Ich habe gesagt, dass ich nur kurz weg sein werde. Begleitest du mich morgen zu einem Spaziergang?«

»Ich glaube nicht, dass Tante Radomila mich weglässt.«

»Übermorgen?«

»Vielleicht.«

Augenblicklich hellte sich Bedrichs Gesicht auf, er verließ gutgelaunt die Apotheke. Bevor er die Tür öffnete, sandte er Jana noch eine Kusshand. Eine Geste, die auch dem Doktor nicht entging.

Jana errötete und sagte zu Doktor Pfeiffer, ohne ihn dabei anzusehen: »Kommt mit. Wir müssen uns beeilen, ich bin heute allein in der Apotheke.«

Dann nahm sie einen Schlüssel aus der obersten Lade des Verkaufstresens und ging voraus, Doktor Pfeiffer folgte ihr. Er war mindestens einen Kopf größer als sie – was allerdings nicht besonders schwierig war.